

# Nomaden jenseits der Topoi – anstelle einer Einleitung

Alexander Weiß

Schreibt ein vormoderner Autor über Nomaden, untersteht er rasch dem Verdacht, was er schreibe sei von literarischen Formeln getränkt. Dieses Verdachtsmoment, das fraglos begründet ist und dem der philologisch arbeitende Historiker unbedingt zu folgen hat, verbindet sich gerade für den Historiker aber notwendig mit der Frage, welche Wirklichkeit hinter den Formeln, oder vielleicht eher: durch sie hindurch, noch zu erblicken ist. Dies ist, kurz gefasst, die Frage, die hinter den Beiträgen dieses Bandes steht. Die nachfolgenden Ausführungen wollen nicht als eigentliche Einleitung in die Thematik des Bandes verstanden werden, sondern vielleicht eher als Vorüberlegungen, die in einem weiteren Sinne auch als Einführung dienen können.

Für die hier so genannten Formeln, welche immer wieder dort erscheinen, wo Nomaden in der Literatur auftreten, findet sich üblicherweise der Begriff des Topos, seltener der des Klischees oder der Stereotype. Zu dem Begriff des Topos ist festzustellen, dass er in seiner Anwendung eine nicht zu unterschätzende Vielfalt von Bedeutungen tragen kann. Ein im eigentlichen Sinne nicht wissenschaftlicher Gebrauch findet sich in der Wendung: ‚nur ein Topos‘, womit oftmals durch einen Sprecher zum Ausdruck gebracht werden soll, dass einer bestimmten Aussage wenig Glaubwürdigkeit beigemessen werden kann. Kaum einer, dem diese Wendung in diesem Sinne noch nicht begegnet ist. Diese fast populär zu nennende Idee ist mit Fug, aber noch ohne durchschlagenden Erfolg, bereits vor 30 Jahren an den Pranger gestellt worden.<sup>1</sup>

Als Instrument moderner wissenschaftlicher Analyse hat der Topos-Begriff jedoch eine ganz eigene Geschichte und eine durchaus andere Bedeutung als die populäre Verbrämung suggeriert. Wir müssen seine Geschichte hier nicht in Gänze aufrollen, einige wichtige Stationen seien jedoch genannt, weil so auch die Problematik des Begriffes in seiner Verwendung durch die philologisch arbeitende historische Wissenschaft erhellt werden kann. Der Ausgangspunkt für unser heutiges Verständnis von Topoi ist in dem Opus magnum von Ernst Robert Curtius, „Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter“, zu sehen. Allerdings ist Curtius keineswegs der Alleinverantwortliche für die Herausbildung der Topos-Forschung. Diese hat ihren Ursprung im späten 19. Jahrhundert im Fach Klassische Philologie,

---

<sup>1</sup> Timpe, „Einleitung“, S. 9.

mit dem Bonner Philologischen Seminar als Keimzelle.<sup>2</sup> Die Topos-Forschung greift dann von der Klassischen Philologie als damaliger Leitwissenschaft auf die Theologie, Ethnologie und Religionswissenschaft aus. Ein wichtiger Punkt in dieser Entwicklung sind Karl Trüdingers „Studien zur Geschichte der griechisch-römischen Ethnographie“. Trüdinger versteht unter Topoi „Gesichtspunkte“, unter denen „ein Autor ein fremdes Volksleben angesehen hat“.<sup>3</sup> Es ist dies also eine Art ethnologischer Fragekatalog, der an ein Fremdvolk herangetragen wird. Am Ende seiner Arbeit stellt Trüdinger genau solch einen Katalog zusammen. Zu den Topoi in seinem Sinne zählen die *origo* eines Volkes, seine körperliche Erscheinung, Kleidung, Wohnung, Ess- und Trinksitten, Götter, Opfer und anderes mehr. Es handelt sich mithin um analytische Kategorien, in welche antike Ethnographen nach Trüdinger ihren Stoff rubrikenartig sammelten und mitunter auch sortierten. Die Inhalte konnten jedoch variabel sein, und es gab auch keine feste systematische Ordnung, nach der die Topoi gleichsam abgefragt wurden. Trüdingers Topoi am ehesten verwandt ist vielleicht das, was in der englischen Sprache *topics of ethnography* genannt wird.<sup>4</sup>

Es besteht unstrittig eine Verwandtschaft zwischen Trüdingers Topos-Begriff und heutigen Verwendungen des Wortes. Viel entscheidender ist unser Topos-Begriff jedoch durch Eduard Nordens zuerst 1920 erschienenen Werk „Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania“ geprägt worden – allerdings nur der Sache nach, denn Norden stand zwar unter dem Einfluss der philologischen Topos-Forschung seiner Zeit, sprach jedoch selbst nicht von Topoi, sondern von „Wandermotiven“,<sup>5</sup> die von einem Volk auf ein anderes übertragen wurden. Wichtig ist nun festzuhalten, dass die für den Historiker typische und wichtige Frage der Historizität einer Aussage, die als Topos angesehen wird, in der Geschichte des Begriffes bis hierher gar keine Rolle spielte, wie jüngst noch einmal gezeigt worden ist.<sup>6</sup> Für den Latinisten Norden war die Frage nach dem Realitätsbezug der Wandermotive zunächst gar nicht von Interesse. Durch Nordens Arbeit zur Germania, welche seitens der Althistoriker – und überhaupt im Deutschen Reich – aufmerksam registriert wurde, entzündet, wurde die Frage allerdings virulent. Georg Wissowa zog in einer ausführlichen Besprechung die Konsequenzen aus Nordens Buch und sah den historischen Wert von Tacitus’ Germania als Urkunde der deutschen Urgeschichte geradezu ausgehöhlt.<sup>7</sup> Erst durch diese – von Norden durchaus als unerfreulich empfundenen – Begleitumstände gezwungen bezog Norden Stel-

<sup>2</sup> Goldmann, „Herkunft“, *passim*, bes. S. 148.

<sup>3</sup> Trüdinger, *Studien*, S. 13.

<sup>4</sup> Bringmann, „Topoi“, S. 61.

<sup>5</sup> Norden, *Urgeschichte*, bes. S. 58 mit der Feststellung, die Germania des Tacitus sei „von Wandermotiven wie übersät“.

<sup>6</sup> Bringmann, „Topoi“, S. 59–65; Ulf, „Topoi“, S. 283–290.

<sup>7</sup> Wissowa, „Urgeschichte“.

lung, und zwar mit einer aus heutiger Sicht überraschenden Wendung: Er verwahrt sich im Vorwort zur zweiten Auflage gegen die Auffassung, durch den Nachweis von Wandermotiven in der Germania sei „der quellenmäßige Wert dieser taciteischen Schrift [...] verringert“ worden, und löste die Frage des Quellenwertes durch das Postulat, dass dort, wo sich eine „identische Wortbezeichnung“ finde „die sprachliche Einkleidung eine sachliche Identität zum Ausdruck“ bringe, denn die „Übertragung ethnographischer Wandermotive“ sei „in der guten völkerkundlichen Literatur des Altertums niemals mechanisch, das hieße: verantwortungslos, vollzogen worden“.<sup>8</sup> Norden weigerte sich also geradezu, die historischen Schlussfolgerungen aus seiner Arbeit zu ziehen. Dass dies keine Lösung des Problems ist, liegt auf der Hand.

Mit einer von Wissowa angeregten Dissertation über die antike Ethnographie fand sich dann der Vorschlag, Nordens „Wandermotive“ durch den Begriff der *loci communes* zu ersetzen.<sup>9</sup> Diesem Versuch war jedoch aufgrund der negativen Konnotation des deutschen Wortes „Gemeinplatz“ kein Erfolg beschieden, und so griff der Romanist Ernst Robert Curtius erneut auf den griechischen Terminus *Topos* zurück.<sup>10</sup> Curtius verstand unter *Topoi* „Klischees, die literarisch allgemein verwendbar sind“ und sich „über alle Gebiete des literarisch erfassten und geformten Lebens aus(breiten)“.<sup>11</sup> Curtius verwendete den *Topos*-Begriff somit ganz unhistorisch. Man muss ihm freilich zugute halten, dass auch ihn die Frage des Realitätsgehaltes der *Topoi* nicht vorrangig interessierte.<sup>12</sup> Insofern ist die Gleichsetzung: *Topoi* = historisch wertlos, eigentlich eine unreflektierte Anwendung von Curtius' Begriff. Viel gravierender für die Entwicklung des Begriffes, und ursächlich auf Curtius zurückzuführen, ist der Sachverhalt, dass Curtius nicht wie noch Trüdingen und Norden die *Topoi* als formale Gesichtspunkte auffasste, sondern auch die Inhalte zu den *Topoi* zählte. Dies hat – auch wenn man auf eine schon in der Antike zu findende Unschärfe verweisen muss – der „Banalisierung“ des *Topos*-Begriffes zweifelsohne Vorschub geleistet.<sup>13</sup>

Das seither jedenfalls bestehende Problem, nach welchen Maßstäben der Realitätsgehalt literarischer *Topoi* zu bemessen sei und wie der *Topos*-Begriff angewendet werden soll, ist insbesondere für die antike Ethnographie nur selten systematisch angegangen worden. Und dies trotz des immer wieder zu findenden Urteils, gerade

<sup>8</sup> Norden, *Urgeschichte*, Vorwort zum 2. Abdruck, S. XII.

<sup>9</sup> Schroeder, *De locis communibus*.

<sup>10</sup> Curtius, *Europäische Literatur*, S. 79: „Wir können das Wort [sc. Gemeinplatz] nicht verwenden, da es seine ursprüngliche Bedeutung verloren hat. Deshalb behalten wir das griechische Wort *topos* bei.“

<sup>11</sup> *Ibid.*, S. 78f.

<sup>12</sup> Mertner, „*Topos*“, *passim*; Ulf, „*Topoi*“, S. 285.

<sup>13</sup> Most/ Conte, „*topos*“, S. 1534.

die antike Ethnographie sei „topisch“. <sup>14</sup> Bringmann versuchte, den Topos-Begriff einzufangen, indem er vor Generalurteilen warnte und anmahnte, die Frage des Realitätsbezuges eines Topos von Fall zu Fall zu überprüfen. <sup>15</sup> Er sieht einen möglichen methodischen Zugriff darin, literarische Aussagen mit archäologischen Befunden zu kontrastieren. Dies wirft allerdings die Frage auf, wie die archäologischen Befunde zu interpretieren sind, denn die Archäologie steht immer wieder vor der Herausforderung, sich nicht zu stark durch eine eindimensionale Lesart einer parallelen literarischen Überlieferung leiten zu lassen. Zu welchen Ergebnissen dies führen kann, lässt sich an der lange vorherrschenden Interpretation archäologischer Artefakte in Transkaukasien ablesen, die, bestimmt durch literarische Quellen, vorrangig als Spuren nomadischer Einfälle der Kimmerier und Skythen angesehen wurden, ohne in Betracht zu ziehen, dass archäologische Überreste nomadischer Gruppen auch als Folgen von Austausch und Handel in den gemeinsam genutzten Boden gelangen konnten. <sup>16</sup> Wie man allerdings nicht am Beispiel von Nomaden antike Ethnographie und zunächst davon unabhängig ausgewertetes archäologisches Material methodisch vorbildlich einander gegenüberstellen kann, hat Günther E. Thüry kürzlich am Beispiel der Romanisation pannonischer Essgewohnheiten vorgeführt. <sup>17</sup> Auch hinsichtlich der Kimmerier und Skythen zeigen insbesondere die neueren Arbeiten von Askold I. Ivantchik einen höheren Grad an Methodenreflexion. <sup>18</sup> Eine ebenso geglückte Verbindung von Archäologie und Literatur führt der Beitrag von Matthias Hardt in diesem Band vor (dazu unten S. 105–119). Man muss jedoch zugeben, dass eine kompetente Analyse sowohl literarischer als auch archäologischer Überlieferung nur selten mit der gebotenen Gründlichkeit durchführbar ist. So hinterlässt auch Ch. Ulfs jüngster Beitrag „Zum Verhältnis von ethnographischen Topoi und historischer Realität“ den Eindruck, dass die Suche nach dem Realitätsbezug ‚topischer‘ Beschreibungen fast aussichtslos ist, weil uns keine (oder jedenfalls nur äußerst selten) Kriterien zur Verfügung stehen, nach denen wir diese Frage entscheiden können. <sup>19</sup> Auch der Ausweg, auf Analogien aus der ethnologischen Forschung zu verweisen, führt nicht weiter, und so endet der Versuch fast in einer Aporie.

---

<sup>14</sup> Am deutlichsten bei Müller, *Geschichte II*, S. 13, wenn auch mit Bezug vor allem auf die römische Ethnographie: „Infolgedessen erstarren die Darstellungen, trotz aller Möglichkeiten, mehr und mehr zu einer bloßen Verknüpfung stereotyper (und teils ganz anachronistischer) Klischees, tritt die lebendige Anschauung hinter dem ethnographisch-literarischen Topos zurück.“ S. auch *ibid.*, S. 562 das Sachregister s. v. Toposbildung. Als eine Arbeit, die dem Müller’schen Diktum folgt, wäre *exemplum gratia* Günnewig, *Bild*, S. 121–140, bes. S. 139 zu nennen.

<sup>15</sup> Bringmann, „Topoi“, S. 65, 78.

<sup>16</sup> Dazu Mehnert, „Images“.

<sup>17</sup> Thüry, „Pannonienbild“.

<sup>18</sup> Ivantchik, *Kolonisation*.

<sup>19</sup> Ulf, „Topoi“, *passim*.

Darüber hinaus ist die mit dem Topos-Begriff implizit oder explizit postulierte Gleichförmigkeit bei genauerem Hinsehen gerade in den ethnographischen Texten nicht unbedingt gegeben,<sup>20</sup> und schon deshalb sollte man auch nicht von einer Übertragung von Motiven oder Klischees im Norden'schen Sinne ausgehen. Das trifft auch und gerade dann zu, wenn von Nomaden die Rede ist, die quer durch die Epochen als kategorialer Gegensatz zu ‚den Sesshaften‘ aufgefasst werden und somit *prima vista* als ein Musterbeispiel der Topik angesehen werden könnten. Autoren, die über Nomaden schreiben, stammen in der Regel aus der sesshaften Bevölkerung und konstruieren vielfach eine mehr oder weniger scharfe Dichotomie Nomaden versus Sesshafte, mit getrennten Lebenswelten, unterschiedlichen Lebensweisen und verschiedenen Lebensräumen. Damit kann eine kulturelle Opposition zwischen Nomaden und Sesshaften verbunden werden, einhergehend mit einer Abqualifizierung und Inferiorisierung ‚des Nomaden‘, dem eine niedrigere Kulturstufe zugewiesen wird, der in unwirtlichen Gegenden wohnt und dessen Ernährung primitiv ist. Das alles ist unbestritten. Aber das sind zum einen eben keine Topoi, sondern inhaltliche Ausgestaltungen, die überaus vielfarbig aussehen können. Zum anderen: Nomaden sind in den verschiedenen literarischen Entwürfen oft die Wilden, Rohen, Unzivilisierten, Unbehausten – aber eben nicht immer, und vielleicht nicht einmal in der Mehrzahl der Fälle.

So gibt es beispielsweise in der Antike auch kaum einmal ein explizites Kulturfolgemodell, das progressiv evolutionistisch vom Nomadismus zur Sesshaftigkeit verläuft. Eine Ausnahme findet sich bei Philo von Alexandrien, also nicht einmal bei einem ‚klassischen Griechen‘, sondern bei einem Gelehrten jüdischer Herkunft, und die Stelle entstammt auch nicht einem ethnographischen Exkurs, sondern ist eine Nebenbemerkung in einer Bittschrift an den Kaiser Caligula, der als Kulturbringer umschmeichelt wird. Unter ihm beginnen die Menschen „sich zu wandeln von einem nomadischen, wilden Leben hin zu einem geselligen, gemeinschaftlichen Leben, sich zu bewegen von der Wüste und von Ställen (Höhlen?) an den Berghängen zu ummauerten Städten“.<sup>21</sup> Überblickt man die griechisch-römischen Kulturfolgemodelle, wird man feststellen, dass dieser Gedanke in der Antike nur selten zu finden ist.<sup>22</sup> Selbst bei Aristoteles, der dem Modell durchaus nahe steht, findet sich eine Deutung der Nomaden, die keineswegs dem Denkschema einer kulturellen Opposition verpflichtet ist. Er stellt in seiner „Politik“ einen Zusammenhang zwischen Lebensweise, politischer und militärischer Kompetenz auf, die nächst der

---

<sup>20</sup> Dazu Bringmann, „Topoi“, S. 71: „Die einseitige Fixierung der Blickrichtung auf übertragene Traditionselemente droht den Betrachter blind für das Besondere und Individuelle zu machen, und sie kann ihn leicht dazu verleiten, vergleichbare Sachverhalte unter dem irreführenden Gesichtspunkt literarischer Übertragung ins Auge zu fassen.“

<sup>21</sup> Die Stelle findet sich in Philos *Legatio ad Gaium* 20.

<sup>22</sup> So richtig Smallwood, *Legatio*, S. 166f.; zu den hellenistischen Kulturentstehungslehren s. Müller, *Geschichte I*, S. 382 Sachregister s. v. Evolutionismus; vgl. auch Nippel, „Ethnographie“, S. 26f.

bäuerlichen Lebensweise in derjenigen der Nomaden Freiheit und Gleichheit am besten verwirklicht sieht. Die Nomaden sind damit auch am meisten geeignet für die Demokratie.<sup>23</sup> Ein weiteres Beispiel eines Nomaden, der das kulturoppositionelle Schema durchbricht, ist die Figur des skythischen Nomaden Anacharsis, der den Griechen Blasebalg, Töpferscheibe und den doppelten Anker bringt und unter die Sieben Weisen aufgenommen wird.<sup>24</sup> Auch die Vorstellungen von Beduinen in der arabischen Literatur sind variantenreich und enthalten sowohl inklusive als auch exklusive Darstellungsmuster.<sup>25</sup> Allein diese Beispiele genügen, um zu sehen: es gibt nicht den einen (antiken) Nomadendiskurs,<sup>26</sup> sondern es gibt viele Diskurse. Es gibt keine gleichförmigen, sondern polychrome Nomadenbilder. Treten gleichartig aussehende, ähnlich klingende Formeln auf, so stehen sie doch in sehr unterschiedlichen Deutungszusammenhängen. Dies ist ein weiterer Grund, warum der materiale Wirklichkeitsgehalt des Formelhaften nicht eindeutig zu bestimmen ist.

Der Topos-Begriff erweist sich somit als analytisches Instrument für den Historiker, der nach der Realität hinter den Begriffen fragt, als nicht recht tauglich, und so sollte man entweder von seinem Gebrauch ganz Abstand nehmen oder aber ihn nicht unter dem Reflexionsniveau, das Bringmann und Ulf aufweisen, verwenden. Das Problem des Realitätsbezuges steht aber immer noch im Raume. Will man nun nicht annehmen, die Wirklichkeit sei in den klischeeartigen, ethnographischen Formeln nahezu unwiederbringlich versunken, dann dürfte es wesentlich hilfreicher sein, eine andere als die von Realien beherrschte Realität zu suchen, um das Verhältnis zwischen Formeln und Wirklichkeit zu bestimmen. Im Grunde genommen ist dieser Gedanke bereits von Trüdinger vorgetragen worden: „Wo uns Völkerbeschreibungen erhalten sind, die [...] im Geistesleben des betreffenden Mannes eine bestimmte Bedeutung einnehmen, da gilt es, diese Prinzipien zu ermitteln und die Bedeutung der Völkerwelt innerhalb der Weltanschauung dieses Mannes klar zu stellen“.<sup>27</sup> Mit diesem Satz ist zwar wohl die Bedeutung des Autors als Individuum etwas zu stark prononciert. Dennoch wird hier sehr richtig zum Ausdruck gebracht, dass Autoren eine Realität konstruieren. Dies geschieht im Übrigen völlig unabhängig davon, ob die Autoren die Möglichkeit der Autopsie hatten oder nicht. Ob sie die Objekte ihrer Beschreibung aus eigener Anschauung oder durch Gewährsmänner kannten oder ob sie reine Schreibtischtäter waren, macht für das Phänomen der Konstruktion keinen Unterschied. Das Auge schreibt nicht, das Ohr auch nicht. Die Konstruktion ist ein kognitiver Prozess, in dem eigene Belesenheit, Wahrnehmungen und Intentionen sich vermischen.

---

<sup>23</sup> Aristoteles, Politik 1319a 21ff.

<sup>24</sup> Dazu Schubert, „Der Fremde ist ein Nomade“, unten in diesem Band S. 157–184.

<sup>25</sup> Leder, „Misleading dichotomy“.

<sup>26</sup> So aber Shaw, „Eaters of flesh“, der den Nomadendiskurs als eine antike Ideologie bezeichnete.

<sup>27</sup> Trüdinger, *Studien*, S. 6f.

Wir sind der Überzeugung, dass Autoren, die über Nomaden schreiben, eine Wirklichkeit konstruieren. Ob in den Formeln, die im Zuge der Konstruktion von Nomadenbildern verwendet werden, ‚Realien‘ enthalten sind, lässt sich, wie gesagt, nicht leicht mit genügender Sicherheit bestimmen. Allerdings ist auch die konstruierte Realität eine Wirklichkeit im Sinne einer objektiven Wirklichkeit. Das mag für den radikalen Konstruktivisten paradox klingen. Aber es ist doch so, dass konstruierte Realitäten entweder von ihrem Schöpfer oder von einem Rezipienten oder von beiden für objektiv wirklich gehalten werden. Selbst wenn Geschichte oder Geschichten erfunden wurden, wie im Falle des Numider-Mythos des Königs Hiempsal II.,<sup>28</sup> beabsichtigten diese Erfindungen bestimmte Wirkungen und sind somit historisch und real. Insofern ist Dieter Timpe vollkommen Recht zu geben: „Gewiß enthüllt das Denken in Stereotypen eine ideologische Konstruktion der Wirklichkeit, aber man sollte sich mit dieser Einsicht nicht zu schnell zufriedengeben. Die Entlarvung von Klischees, die sich aus gleichen Verhaltensmustern immer wieder neu ergeben, erledigt nämlich die historische Frage nicht, wann und wo diese Verhaltensmuster produktiv werden und wie sie sich auswirken.“<sup>29</sup>

Wenn wir also nach den Intentionen unserer Autoren fragen und den historischen Kontext, in dem Texte über Nomaden entstanden sind, zu erschließen trachten, so steht dahinter nichts anderes als der Versuch, Vergangenes und Vergangenheit als ‚historische Wirklichkeit‘ zu rekonstruieren. Dass die „Rekonstruktion der Vergangenheit“<sup>30</sup> möglich ist, daran sollte gegen alle in den letzten Jahren geäußerte Bedenken festgehalten werden,<sup>31</sup> und der jüngst verkündete Abschied von der ‚historischen Wirklichkeit‘<sup>32</sup> geschah sicher etwas voreilig. Nur wenn man die durch den Historiker rekonstruierte Vergangenheit in einem szientistischen Sinne absolut setzt, dürfte man behaupten, dass die Rekonstruktion von Geschichte unmöglich sei. Eine solche Verabsolutierung der rekonstruierten Geschichte wird allerdings von keinem ernsthaften Historiker betrieben. Schon in Droysens *Historik* findet sich die Feststellung, dass die vom Historiker „erkannte historische Wahrheit freilich nur relativ die Wahrheit (ist)“.<sup>33</sup> Das mag geradezu postmodern anmuten, ist jedoch Grundlage historischer Forschung seit nunmehr über hundert Jahren. Und dass die Vergangenheit uns stets in einer textvermittelten Form und somit als „geformte“<sup>34</sup> Überlieferung entgegentritt, ist dem Historiker ebenfalls spätestens seit Droysen bekannt. Die Rekonstruktion von Vergangenheit erfolgt also seit jeher

<sup>28</sup> Dazu Weiß, „Die Erfindung eines Mythos“, unten in diesem Band, S. 42–67.

<sup>29</sup> Timpe, „Barbar“, S. 206.

<sup>30</sup> Rösen, *Rekonstruktion*.

<sup>31</sup> Ein glänzendes Plädoyer dafür bei Evans, *Fakten*, S. 104–126 (= Kap. 4: „Quellen und Diskurse“).

<sup>32</sup> Goertz, „Abschied“.

<sup>33</sup> Droysen, *Historik*, S. 230.

<sup>34</sup> Droysen, *Historik*, S. 427: in den Quellen sei uns Vergangenheit so überliefert, „wie menschliches Verständnis sie aufgefaßt und sich geformt hat, zum Zwecke der Erinnerung“.

über die kritische Analyse historischer Quellen, und niemand, der versucht, historische Quellen zum Sprechen zu bringen, hat all das unbesehen geglaubt, was er in seinen Quellen findet.

Dies gilt auch für den ‚imaginierten Nomaden‘, um den es in diesem Band geht. Es interessiert hier nicht in erster Linie die Frage des ‚Realismus‘ von so genannten Topoi, mit denen Nomaden vorgeblich oder tatsächlich verbunden werden. Jenseits der Topik geht es um die historische Kontextualisierung von ‚Nomaden-Texten‘ und damit um die geradezu klassische Suche nach der Wirklichkeit hinter den Texten. Die so entstehenden Nomaden-Bilder sind demnach mehr als ein Geflecht von Texten. Sie sind nicht zuerst als literarische Ansammlung von Klischees zu verstehen, sondern sie erhalten ihre historische Bedeutung, wenn sie in ihren jeweiligen historischen Kontext gesetzt werden. In ihren jeweiligen Kontexten haben sie ganz spezifische Funktionen, die über die Abgrenzung und eine schlichte Dichotomie von Nomaden und Sesshaften hinausgehen.

Die verschiedenen Imaginationen, Bilder, Vorstellungen von Nomaden können und dies sind nur ganz wenige Beispiele, die in diesem Band vorgestellt werden sollen legitimatorische Funktionen haben (s. die Beiträge von Weiß, S. 45 68 und Leder, S. 69 101), sie können Konflikte verarbeiten (s. die Beiträge von Hardt, S. 105 119; Schmitt, S. 121 135 und Schmieder, S. 137 154) oder aber dieselbe Figur immer wieder neu konfigurieren (s. den Beitrag von Schubert zu Anacharsis, S. 157 184). Damit sollen die einzelnen Beiträge des Bandes kurz vorgestellt werden.

Zunächst geht *Charlotte Schubert* in einem methodenorientierten Beitrag vertieft auf das problematische Verhältnis zwischen textvermittelten Quellen und Wirklichkeit im Nomadendiskurs ein. Sie zeigt, wie die Skythen im 5. Jahrhundert v. Chr. in ganz unterschiedlichen Diskursen verwendet werden, die sich zwar am Faktischen orientieren, aber für die jeweils verschiedenen Zwecke verschieden fictionalisiert werden. Herodot und der Verfasser der medizinischen Schrift *De aëribus* instrumentalisieren die skythischen Nomaden innerhalb ihres jeweils sehr eigenen wissenschaftlichen Rahmens, in den sie eingepasst und innerhalb dessen sie interpretiert werden. Dies ist ein schlagendes Beispiel dafür, dass sich Nomadenbilder bei genauerem Hinsehen durch ihre historische Kontextualisierung erklären und dadurch ihren Wirklichkeitsbezug erhalten.

Der Beitrag von *Alexander Weiß* legt einen Ursprungsmythos vom Aufstieg der Numider als sieghafte Nomaden frei. Hierbei handelt es sich wahrscheinlich um eine Erfindung des Numiderkönigs Hiempsal II. aus der Zeit zwischen 80 und 60 v. Chr. Hiempsal zeichnet in diesem Mythos die Entwicklung der Numider von einem unkultivierten Ur-Nomadismus zum zivilisierten und siegreichen Nomadenvolk. Im Laufe dieser Entwicklung assimilieren die Numider nach Afrika eingewanderte Gruppen aus den vorderasiatischen Hochkulturen und breiten ihre Herrschaft schließlich über Nordafrika aus. Hiempsal strebt mit Hilfe dieses nu-



midischen ‚Nationalmythos‘ wohl die Rückkehr der Numider zu verloren gegangener Größe im Kräftespiel der Mittelmeerwelt seiner Zeit an. Der ‚Nomadenmythos‘ wird also eingesetzt, um eine defizitäre politische Konstellation durch eine Überhöhung von nomadischer Lebensweise und Vergangenheit zu kompensieren.

Dass selbst innerhalb des Werkes eines einzelnen Autors vielschichtige Nomadenbilder mit einer ganzen Kette unterschiedlicher Deutungen und Wertungen entworfen werden können, legt *Stefan Leder* am Beispiel der Ausführungen des großen arabischen Gelehrten Ibn Khaldûn dar. Stefan Leder gelingt es, das komplexe und zunächst widersprüchliche Bild zu sezieren und u. a. durch Begriffsanalysen neu zusammensetzen. Ibn Khaldûn, der zwar eine objektivierte Analyse der arabischen Gesellschaft liefert, in welche er die nomadischen Gruppen mit einbezieht, lässt ein geradezu überraschendes Denken in polaren Gegensätzen erkennen (nomadische versus sesshafte Lebensweise) gepaart mit einer doppelten Dichotomie der Nomaden entweder als „edle Wilde“ oder als „unzivilisierte Räuber“. Dies so Leder ist zurückzuführen auf verbreitete, „mythische“ Vorstellungen vom Nomadentum in der arabischen Welt, von denen sich auch Ibn Khaldûn nicht unbeeinflusst zeigt.

Den dritten Block verbindet, dass die Auseinandersetzung mit nomadischen Gruppen in Umbruchssituationen erfolgt, die zu einer schärferen Wahrnehmung der nomadischen Lebensweise zwingen. Eine „schärfere“ Wahrnehmung kann, muss aber nicht notwendig eine genauere Beobachtung implizieren. *Matthias Hardt* führt in seinem Beitrag anhand archäologischen Materials aus, dass der „nomadischen Gier nach Gold“ (Ammianus Marcellinus), die rasch als literarisches Klischee verdächtigt werden kann, ein erstaunlicher Realitätsbezug anhaftet. So horteten die Awaren offensichtlich Unmengen Gold („Awarenschatz“), das durch stetig steigende Tributforderungen oder Raubzüge zu Lasten des römischen Reiches gewonnen wurde. Das Edelmetall konnte ostentativ zur Schau getragen werden, wie eine mit einer Gürtelschnalle versehene Goldschale zeigt, die möglicherweise als Gebrauchsgeschirr verwendet wurde. Dieser Beitrag kann somit als ein Musterbeispiel für die oben aufgestellte Forderung nach einer Kontrolle vorgeblieber literarischer Klischees durch die archäologische Überlieferung dienen.

Synesios von Kyrene ist durch seine zweite Katastasis ein wichtiger Zeuge für die Konflikte zwischen Nomaden und Sesshaften in der nordafrikanischen Kyrenaika am Beginn des 5. Jahrhunderts n. Chr. *Tassilo Schmitt* zeigt, dass die von Synesios beschriebenen Auseinandersetzungen Folge sozialer und administrativer Umwälzungen sind, welche die Verhältnisse in der Kyrenaika aus den Angeln hoben. Bis dahin wurden die periodischen kleineren Raubzüge aus der Steppe mit gezielten Konterattacken beantwortet. Ein grundsätzliches Problem stellten diese Überfälle anscheinend nicht dar. Erst als Militärreformen die Strukturen einschneidend veränderten, wird das Szenario nicht mehr beherrschbar. Das Miteinander wird zum

Gegeneinander und an dieser Stelle „erfindet“ Synesios die Nomaden als Gegenpol.

Durch die Mongoleneinfälle des 13. Jahrhunderts kamen auch die Lateineuropäer nach längerer Abstinenz in direkten Kontakt mit reiternomadischen Steppenbewohnern. Diesen begegneten sie zunächst neben den kriegerischen Auseinandersetzungen mit einer gleichsam wissenschaftlichen Neugier. So wurden Reisen zu den nun benachbarten Mongolen unternommen, aus denen systematische, empirisch gespeiste Beschreibungen resultierten, wie *Felicitas Schmieder* ausführt. In der Heimat hingegen blieb man vertrauten Denkmustern verhaftet. Die Steppenvölker, von denen man nun Kenntnis erhielt, waren die apokalyptischen Nationen Gog und Magog.

Das Bild vom Nomaden spielt eine wichtige und bislang noch unzureichend beleuchtete Rolle in den Konstruktionen von Identitäten und Alteritäten. Die Figur des skythischen Nomaden Anacharsis ist von Anfang an im antiken Alteritätsdiskurs von entscheidender Bedeutung. Er wird – so *Charlotte Schubert* in ihrem zweiten Beitrag – allerdings nicht von Beginn an, sondern erst im 4. Jahrhundert v. Chr. als Barbar etikettiert. Der klassische Hellenen-Barbaren-Gegensatz hat also in der Gegenüberstellung Nomaden-Sesshafte nicht nur einen Vorläufer, sondern auch einen teilweise subkutanen Mitläufer oder Nachbarn.

\* \* \*

Dieser Band verdankt seine Entstehung Vorträgen und Arbeiten, die innerhalb des an den Universitäten Leipzig und Halle-Wittenberg angesiedelten Sonderforschungsbereiches 586 „Differenz und Integration. Wechselwirkungen zwischen nomadischen und sesshaften Lebensformen in Zivilisationen der Alten Welt“ durchgeführt wurden.<sup>35</sup> Virulent wurde die Frage des Verständnisses so genannter ‚Topoi‘ im Anschluss an den Vortrag zur nomadischen Goldgier, den Matthias Hardt im Januar 2006 auf Einladung des althistorischen Projektes B5 „Römische Herrschaft im Maghreb zwischen Sesshaftigkeit und Nomadismus“ (Projektleiter sind Charlotte Schubert und Alexander Weiß) auf einer Plenumssitzung des SFB gehalten hatte und der hier in überarbeiteter Form vorgelegt wird. Auch der Beitrag von Tassilo Schmitt hat seinen Ausgangspunkt in einem Vortrag und einem Seminar, die auf Einladung des Projektes B5 stattfanden. Ebenfalls auf einen Gastvortrag, der in diesem Fall allerdings durch die Projekte des Bereiches E „Reflexionen und Konzepte“ organisiert wurde, geht der Beitrag von Felicitas Schmieder zurück. Die Aufsätze von Charlotte Schubert und Alexander Weiß sind wiederum im Rahmen des Projektes B5 entstanden. Die Arbeit von Stefan Leder, bis Mai 2007 Sprecher des SFB 586, ist eine Vorstudie zu einem geplanten größeren Werk.

---

<sup>35</sup> Weitere Informationen zum Sonderforschungsbereich 586 unter: <<http://www.nomadsed.de>>.

Ohne die kraftvolle Unterstützung von Stefan Leder wäre dieses Buch nicht erschienen. Er hat das Projekt von Beginn an wohlwollend begleitet und schließlich dafür Sorge getragen, dass der Band in die Reihe „Nomaden und Sesshafte“ aufgenommen wird. Ihm gilt daher der erste und größte Dank. Es war eine Freude, mit den Autoren dieses Bandes zusammenarbeiten. Sie haben ihre Beiträge ohne größere Zeitverzögerungen zur Verfügung gestellt und sich stets kooperativ gezeigt. Dafür ein herzliches Dankeschön. Daniel Syrbe hat mit technischer Unterstützung von Christoph Fangohr die Druckvorlage erstellt. Auch hierfür ein herzlicher Dank.

Wenn der nun vorliegende Band dazu anregt, weiter über den Realitätsbezug und den historischen Kontext von ‚Nomaden-Texten‘ nachzudenken, so wäre sein Zweck erfüllt.

### *Bibliographie*

Bringmann, K.: „Topoi in der taciteischen Germania“, in: H. Jankuhn/ D. Timpe (Hgg.): *Beiträge zum Verständnis der Germania des Tacitus*. (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften Göttingen, Phil.-hist. Klasse 3, 175). Göttingen 1989, 59–78.

Curtius, E. R.: *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. Bern 1948, <sup>3</sup>1961.

Droysen, J. G.: *Historik*. Historisch-kritische Ausgabe von P. Leyh. Stuttgart 1977.

Evans, R. J.: *Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis*. Frankfurt, M./ New York 1998.

Goertz, H.-J.: „Abschied von „historischer Wirklichkeit“. Das Realismusproblem in der Geschichtswissenschaft“, in: J. Schröter (Hg.): *Konstruktionen von Wirklichkeit. Beiträge aus geschichtstheoretischer, philosophischer und theologischer Perspektive*. Berlin 2004, 1–18.

Goldmann, St.: Zur Herkunft des Topos-Begriffs von Ernst Robert Curtius, in: *Euphorion* 90 (1996), 134–149.

Günnewig, B.: *Das Bild der Germanen und Britannier. Untersuchungen zur Sichtweise von fremden Völkern in antiker Literatur und moderner wissenschaftlicher Forschung*. Frankfurt/ M. 1998.

Ivantchik, A. I.: *Am Vorabend der Kolonisation. Das nördliche Schwarzmeergebiet und die Steppennomaden des 8.–7. Jhs. v. Chr. in der klassischen Literaturtradition. Mündliche Überlieferung, Literatur und Geschichte*. (Pontus Septentrionalis 3). Moskau 2005.